

(Nachdruck verboten.)

Der Müllerhannes.

12]

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Tina lehrte die trüben Augen nach ihm und schüttelte den Kopf:

„Ne, aber hän kam e so spät nach Haus un, un — ja —“ sie legte den Finger auf die Lippen.

Von oben dröhnte schon wieder die Herrenstimme:

„Tina!“

„Jan war bejofft,“ flüsterte sie noch rasch.

„Tina,“ schrie der Müller, „laß den Mann in der Küch' wat Gutes zu essen kriegen — Kofzdonner, Tina, hörste denn net?!“

„Ja, ja,“ rief sie zurück, und dann rannte sie in die Küche, der Fuhrmann folgte ihr.

Einsam blieb der Alte im Hausflur stehen. Seine Blicke flogen prüfend umher. Da war die Thür der Mehlstube, sie war offen, er ging hinein.

Kein weißlicher Mehlstaub flog drinnen umher und tanzte mit den Sonnenstäubchen um die Bette beim leisen Zittern von Gebälk und Dielen. Keine gefüllten Kornsäcke standen in der Reihe, die Schälmühle streute keine Hülsen unter sich; umgestülpt lagen die Korbwannen, und unordentlich auf den Hausen geschmissen ein paar leere Säcke. Kein Knecht war da, nur ein Huhn fuhr gackernd aus dem offen stehenden Mehlkasten, und ein paar Mäuse huschten in die Ecke.

Hot und blaß werdend, schnüffelt Mühlens-Matthes in alle Ecken. So hatte es zu seiner Zeit hier nicht ausgesehen, da war immer Arbeit gewesen. Er horchte: Nein, das Rad ging wirklich nicht, auch die Kreisfäge stand! War denn heut' Feiertag? Schier hätte man's meinen können, die Magd im Sonntagswichs, schaute jetzt gerade herein und prallte erschrocken zurück, als sie des Alten gewahr wurde. Sie wollte zur Stirnweh in ihr Heimatsdorf — hui, der mit seiner Wisch' konnte einem wahrhaftig die Lust dran verderben! Sie machte, daß sie weg kam; da war doch der junge Müller ein ganz anderer, wie der gute Tag! Eben kam er die Treppe herunter.

Vor der Thür auf dem Frachtwagen thronte das Klavierchen, ein Knecht hatte die Kiste aufgeschraubt, Fränz stand ihm bei und strahlte mit stammenden Augen: Ein Klavier, ein Klavier, man konnte zum Tanz aufspielen!

Ein paar Särrammen hatte die schöne Nußbaumpolitur abbekommen. Müllerhannes ging trotzdem schmunzelnd darum herum. Er war ja zu vergnügt, daß er's nun hier hatte — wahrhaftig kein Spaß, so einen Kasten durch die Eifel zu schaffen, Budel auf, Budel ab! No, für Geld kann man alles haben! Aber die Pferde sollten doch noch extra verpflegt werden, die hatten's redlich verdient! Er befohl die Gänle auszuspannen und ihnen reichlich Hafer zu schütten. Fränz mußte zur Mutter laufen und Brot und Zucker holen; damit fütterte er sie vorerst und kloppte ihnen die Hüfte und besobte sie.

Er war so in seinem Pflaster, daß er den Vater nicht eher bemerkte, als bis dieser ihn auf den Rücken schlug. Da zeigte er freundlich seine breiten weißen Zähne: „Badder, Du bis et? Ejo frühl' haste Dich aufgemacht? Wat macht dann de Modder? Ne, Badder, han ich en Freud!“

Der Sohn war so herzlich, daß es dem Vater schwer wurde, die strenge Miene beizubehalten. Aber er zwang sich dazu.

„Kommt in die Stub,“ sagte er kurz, als sei er noch der Herr.

Gutmütig folgte Hannes — no der Alte so feierlich, was wollte der denn?! Ungern trennte er sich von seinem Klavierchen.

Drinnen lag der Hund auf dem Kanapee und wälzte den Niesenleib recht wie ein fauler, vierschrotiger Lungenreißer. Der Alte gab ihm einen Schlag mit dem Stoß:

„Gehste runter, Beest!“ Böß knurrend wies Nero die Zähne. „Runter!“

„Laß hän doch, Badder,“ mischte sich Hannes ein und quatte seinen Vater ganz verwundert an — warum war der Alte nur heut' so mißgestimmt? Ihm selbst war heut' recht leicht zu Mut, — leichter, als manchen andern Tag, an dem sich eben doch beim besten Willen nicht alles abweisen ließ — hatte ihm doch heute Nacht beim ersten Sahnenstreifen der Schmitz von der Wittlicher Sparbank versprochen, er wolle schon ein

gut Wort für ihn einlegen, falls er Martini die fälligen Zinsen nicht zahlen könne. Welch' ein Glück! Gätte er nicht zufällig diesen hochmögenden Mann, der alles unter sich hatte, Bücher wie Gelder, getroffen, an weh, dann müßte er in vierzehn Tagen zahlen — und wie kann man denn immer gleich so viel vor Geld liegen haben? 's war ein ordentlicher Wagen diesmal. Zu den dreitausend Thalern, die er dazumal aufgenommen, den Laufeld auszugeben, und für welche an der Bank eine Hypothek an erster Stelle zu vier Prozent gegeben, war im Lauf der Zeit noch ein Posten hinzugekommen, der den ersten um ein Beträchtliches überstieg, abermals eine Hypothek, an zweiter Stelle zu fünf Prozent. All die Zinsen auf einem Brett Martini hinzahlen — Donnerwetter, das war keine Kleinigkeit! Schlimmstenfalls müßte man den Alten noch einmal angehen, aber besser so. Wahrhaftig, es hatte sich verlohnt, den Schmitz zu traktieren, die Flaschen vom allerteuersten waren nicht zu teuer gewesen. Wenn der sich für ihn verwandte — und er hatte es ihm hoch und heilig versprochen und vor Nührung fast dabei geweint — war die Sache so gut wie erledigt, und er hatte Zeit zu zahlen. Ei, und warum sollte die Sparbank ihm denn nicht gern stunden? Die Mühle war gut und die Wiesen, die dazu gehörten, und die Acker oben über'm Gang auch; der Müllerhannes war ihnen alle Zeit sicher.

Mit den Fingerringeln in lebhaftem Rhythmus auf den Tisch trommelnd, sah Hannes erwartungsvoll seinen Vater an, der ihn mit einem seltsam fragenden, gespannten Blick anstarrte.

„Willste wat, Badder?“

Der Alte schluckte ein paar mal, der Hals war ihm ganz trocken, dann stieß er heraus: „Dat Klavierche — zum Donner noch ehs, wat willste mit'm Klavierche?“

Das Klavierchen — aha! Nun wußte der Hannes auf einmal, das Klavierchen war's, das dem Vater nicht paßte.

„Naha, hoboho!“ Er hob ein unbändiges Lachen an und schlug seinen Alten mit beiden Händen auf beide Schultern. „Badder, sei doch net ejo von der alten Mod'! Geh doch nur kucken, oben beim Laufeld, da steht schon längst eins, et hat mich als immer geärgert. Aber eweil han ich en viel neuer, en viel schöner, o lau! Wat wird den falsch drüber werden. Aber, et is auch wahr, en Klavierche muß im Haus sein, wenn mer nur ebbes auf sich halten thut. Dat Fränz soll drauf spielen lernen.“

„Un wen thut et bezahlen?“

„Jeh Badder,“ — nun lachte der Hannes erst recht wieder — „dat is ja längst bezahlt!“

„Be-bezahlt?“ Der Alte starrte den Sohn an, sein verhärtetes Gesicht fing an, sich zu erweichen. Der Junge hatte also doch Geld?! Er hatte das Klavierchen bezahlt?

„Fürwahr und enllisch! Ich reden Dir neist vor. Wat denkste dann! Ich zweifeln, dat den zu Trier et hei crauf schiden thut bei uns in de Eifel, wann et net voverst bezahlt wär. O lau, so dumm, den thät sich wohl hüten!“

Das leuchtete dem Matthes ein. Wie eine Erlösung überkam es ihn: Das Klavierchen war bezahlt, also der Hannes hatte Geld! Was die Leute auch alles klatschen! Der Junge hatte recht, nun grad, nun muß man zeigen, wer man ist. Was der Laufeld konnte, konnte sein Hannes noch lang! Aber dann beschlich ihn doch wieder ein leichtes Mißtrauen.

„Wieviel kost' et dann?“ fragte er.

„Dat et gekost,“ verbesserte Hannes. „Maß Dir keine Sorg drum, et kost net viel — bloß en paar hundert Thaler.“

„Bloß en paar hundert Thaler — hundert Thaler!“ Matthes war ganz starr. Und das sagte der Jung so leichtthin; als wären hundert Thaler — ein paar hundert Thaler — ein Pappenstiel?! Hundert Thaler, die waren hier zu Land nicht so reichlich, wie die Brombeeren an den Hecken. Wenn der Hannes auch sagte: „Maß Dir kein Sorg' drum!“ Die kam ihm jetzt doch wieder.

„Hundert Thaler — en paar hundert Thaler — wo haste denn all dat Geld her?“

„O leicht!“ Nun prokte Hannes; wenn einer an ihm zu zweifeln begann, stieg's ihm gleich zu Kopf, er spielte sich auf. „Dat wär doch en elendig Trauerspiel, wann ich net emal hundert Thaler hätt, für auszugeben, wann ich dazu Lust han!“ Er war beleidigt. Natürlich der Alte hatte was schwätzen hören

Sonntagsplauderei.

Lieber Kriminal!

Von Leuten, die ihm mißgünstig waren; am End wohl gar war der Laufeld über ihn hergefallen? Sein Blut, noch erhitzt von nächtlich scharfem Trunk, stieg ihm in einer schweren Welle zu Kopf.

„Kokodonner noch ehs, wann ich einen Kriege, den über mich scandalisiert, ich schlage dem —“

Er hieb gewaltig mit der Faust auf den Tisch, daß ein paar Zeller, die herumstanden, in die Höh' sprangen und klirrten. Totschlagen ich all das Luderzeug! Wen kann ebbes über mich sagen — über mich — mich, den Müllerhannes?!

Er war aufgestanden, hatte sich mächtig geredt und schlug sich mit der flachen Hand auf die gewölbte Brust, daß es klatschte.

Der Alte sagte kein Wort, aber er sah immer unverwandt seinen Sohn an; fast war es, als ob sein Blick sich an dem weidete.

„Se,“ fuhr Hannes ihn an, „nun sag ehs, wen hat Dir den Floh in't Ohr geklebt, no?! Ich soll mir kein Draht-Kommod' kaufen? Un ich sagen Dir, ich kaufen mir derer zwei, wann ich Lust han. Wen hat wat zu sagen, he?“

„Sie sagen, Du hästt Schulden,“ murmelte der Alte, ganz Kleinlaut geworden.

„Schulden, haha, Schulden hohoho!“

Hannes brach in ein krampfhaftes Gelächter aus. „Laß nur einen kommen, den sich untersteht, mir dat in't Gesicht zu sagen. Schulden — ich, un Schulden?!“

Die Erinnerung an das, was er noch zu zahlen hatte, war jetzt gänzlich bei Hannes ausgelöscht. Für das Klavierchen hatte er blanke 300 Thaler bar aufgezählt, das war also bezahlt, und das war die Hauptsache. Daß er das Geld, mit dem er den Pianofortehändler befriedigt, vom Pferdehändler entlehnt, kam ja weiter gar nicht in Betracht. Der Leiser hatte ihn ohnehin leht beim Kauf des neuen Pferdes angeschmiert, ihm einen bössartigen Krippenfehler statt des wohl eingefahrenen Kavalleriepferdchens angereht, als das er den Fuchs angebriesen. Mochte der Leiser nun dafür eine Weile auf sein Geld lauern.

„Ich un Schulden,“ sagte Hannes noch einmal und ließ die Augen glühend herumgehen. Er war jetzt immer gleich aufgebracht.

„No — no,“ befänstigte der Alte, „sei net eso babig, et is ja net böß gemeint.“ Es that ihm herzlich leid, den Sohn so gekränkt zu haben; und beleidigt war er nun auch in dessen Seele und in seine eigene. Eine Frechheit von den Leuten, wie konnten die sich unterziehen, so zu klatschen, einem ehrjamen alten Müllergeschlecht Schimpf und Schande anzuthun?! Das brauchte man sich nicht gefallen zu lassen — ne!

Und wie der Sohn vorhin, so ließ der Vater jetzt die Faust auf den Tisch niederhauen und schrie laut: „Den Laufeld, den Laufeld, den is an allem schuld — Kreizgewitter! — den müssen wir verklagen!“

Indem kam Tina herein mit angstvollem Gesicht, glaubte sie doch aus dem Wortwechsel, der laut bis in die Küche getönt, herausgehört zu haben, daß der Schwiegervater und Hannes sich zankten. Wie froh war sie, als sie beide ganz eins fand, beide zwar mit hochroten Gesichtern, aber die Köpfe freundschaftlich zusammengesteckt. Sie überlegten: wie konnte man's nur anfangen, den Laufeld festzumageln?!

„Ich klagen auch wider die zwei da droben,“ brummte Hannes. Er bezeichnete nicht näher, wen er damit meinte, aber der Alte wußte es schon und nickte bekräftigend. Ja, die zwei oben am Bach, die neuen Müller, die waren so gut wie Diebe! Zingen sie hier unten der Mühle nicht alles Wasser aus der Kleinen Kyll ab, das doch seit mehr als hundert Jahren dem Maarfeldner Müller allein zugehört? Das war wider die Abred! Wenn der nur einzig auf den Abfluß des Waars angewiesen sein sollte — freilich dann — der Alte warf einen besorgten Blick durchs Fenster, in das die Schlachthänge herein dräuten, und legte, wie um das Gehör zu verstärken, die Hand hinter's Ohr. Kein Wasserrauschen, kein Mühlgeklapper — freilich dann konnte es einem nicht Wunder nehmen, wenn die Gänge wie ausgekratzt waren und die kreisförmige nicht schnurrte! Ein großes Mitleid mit seinem Jung', dem so übel mitgespielt wurde, kam über ihn, und zugleich ein großes Angstgefühl.

„Klag nur; klag nur,“ drängte er.

„Wann't ihnen beliebt, stellen sie et Wehr, stauen sie et Wasser uf, un ich siten hei trocken — de Forellen fangen se ei'm auch all für der Raf' weg! So wahr ich leben, eweil klagen ich!“ Nun war Hannes fest entschlossen. Und damit im Ramsch alles miteinander ginge, schrie er gleich hinterher: „Un den Laufeld verklagen ich auch — jetzt wird reinen Tisch gemacht!“

(Fortsetzung folgt.)

Seitdem ich weiß, wie vernünftig Du die Vorbereitungen zu einer kleinen, liebenswürdigen Nebertätigkeit zu gestalten weißt, verzehre ich mich in Reid. Diese Steigerung von Mäxinger über Bauernschänke und Hopfenblüte bis zum leibhaftigen Maskenball hat alle meine Sehnsuchtskraft erweckt. Der Weg zur polizeilichen Tugend ist breit und mit Blumen gepflastert, während die Redaktion eng ist und steil und voller Tüden und Weichwerden.

Wahrlich es kränkt meinen Stolz empfindlich, daß Du noch nie an mich gedacht hast. Ich tummele mich doch schon manches Jährchen zwischen Tinte, Kleister und Scheere. Alle Geheimnisse des Papierkorbs kenne ich aus dem Grunde und aller gedruckten Missethaten dunkelste Quellen sind mir bewußt. Bin ich nicht wert, daß Du mich begnadigst und dem Diener Gottes und der Polizei strebsam dienen lässest? Auch ich fahre gern nächtlicher Weile mit laufendem Zaxameter durch den Tiergarten, und selbst gegen das Café Schiller habe ich nichts einzuwenden.

Ich bin in der Lage, Dir täglich dreimal frisch Informationen nur erster Qualität zu liefern und ich verbürge mich dafür, daß jede einzelne geeignet ist, den preussischen Polizeistaat erheblich zu sichern. An den Tagen nach Maskenbällen und Bierfahrten unter gefälliger Mitwirkung zarter Hände verspreche ich das doppelte Material sowohl hinsichtlich der Quantität wie der Qualität.

Nächstend überfende ich Dir eine ausgewählte Musterkollektion von gediegenen Redaktionsgeheimnissen, deren strengste Discretion natürlich polizeiliche Ehrensache ist. Zunächst einige Personalien.

Ueber meine Persönlichkeit kann ich mir die beste Auskunft geben. Ich bin ein mehrfach vorbestraftes Subjekt. In meinen Ruhestunden lebe ich der Stuppelei und der Weisheit zu Lustmordversuchen mit untauglichen Mitteln an untauglichen Objekt. Wenn Du in der Sezerei anfragst, wirst Du erfahren, zu wie viel Leichen, ja selbst zu wie manchem Hu . . . finde ich schon Anlaß gegeben habe. Ueberhaupt wird auf dem Gebiet der Leichen und der Hu . . . Kinder von der roten Seherbande Erstausliches geleistet. Sehr gewandt bin ich in der Anfertigung anonymen Demunziationen, und in Beschäftigungen leiste ich schlechterdings Mustergültiges. Auch als Hessler, Berleunder und Gistmörder habe ich mir schon einen respektablen Ruf zu verschaffen gewußt, den ich allerdings mit meinen Kollegen teilen muß. Wie ungelübt ich bin, magst Du daraus ersehen, daß ich Thee immer noch mit'm „h“ schreibe. Dafür kann ich aber das Strafgeheuch auswendig. Am Montag, Mittwoch, Freitag begehe ich die geraden, am Dienstag, Donnerstag, Sonnabend die ungeraden Paragrafen, und am Sonntag übertreite ich gewohnheitsmäßig das Gesetz über die Landestrauer oder lese gar verbotene Stellen. Schließlich habe ich noch eine perverse Neigung für Härtinge, Wüldinge und Apfelsinen. Ich bitte also vorstehende Notizen meinen Personalien beifügen zu wollen.

Dann ist da ein anderer Kerl. Der hat's sogar zum Unteroffizier gebracht und ist infolge dessen saugrob. Wie viel arme Wüwen und weinende Waisen hat er schon erbarmungslos die Treppe heruntergeworfen; und das nennt sich ein Arbeiterredakteur! Mit den geschlohlenen Arbeitergroßen pflegt er jährlich ein paar Mal Vergnügungsgereisen nach Italien zu machen; in Capri hat er sich sogar in der blauen Grotte ein luxuriöses ausgestattetes Absteigequartier gekauft. Seine Frau und seine sechs, teilweise noch ungeborenen und unmündigen Kinder läßt er systematisch hungern. Seine Specialität ist, befohlen in die Redaktion zu kommen. In dieser Situation erfindet er dann all die präglänzigen Berleumdungen von Ehrenmännern, die den „Vorwärts“ so berichtigt gemacht haben.

Schlimmer, geradezu gemeingefährlich ist dann ein Dritter, dem man die Verbrechernatur schon von weitem ansieht. Während andre Menschen sich von Rindfleisch und Eierkuchen nähren, verfrachtet er mit Volkluft gefüllene Droschkenkähle, bremende Straßbahnwagen, grabredende Pastoren, Milärtinge, fliegende Volksschul-Klassen, Einbrecher, Rabenäfer und Sünderknippel. Er bestiehlt sogar ohne Scham und Schen seine eignen Kollegen, denen er keinen Raum gönnt. In Wilmersdorf hat er eine Camorra organisiert, in der er jeden Abend so gründlich verschwindet, daß er nicht mehr auffindbar ist. Was mag der Lump dort treiben!

Vollends unheimlich ist der Dide aus Schöneberg. Er ist nicht glücklich, wenn er kein Blut sieht und er ist der Schreden aller Banken und Industriellen, die sein Lastermaul mit ungeheuren Summen stopfen müssen. Ihm verdankt die Welt die Krisis der letzten Jahre, die sein finsternes Gemüt angefüllt hat. Er ist in wenigen Jahren vielfacher Millionär geworden, und noch ist kein Ende seiner Schredensherrschaft abzusehen. Sein verruchtes Ideal ist die Blutschande bei den Inlastämmen, die er durch seine lasterhaften Klatschläge vollständig ruiniert hat.

Noch einen Andren will ich diesmal an den Branger stellen, einen kalten Scharfen, der manchmal auch ein Strolch ist. Der Mensch ist am tiefsten in der Redaktion gesunken: er hat ein — Sparassenbuch. Er leugnet zwar seine Schande, wahr ist's aber doch! Der kalte Scharfe frißt warme Knödel! Ein Unhold!

Nur zitternd und im Vorübergehen erwähne ich noch ein Individuum, mit dem selbst ich, bei aller Abhärtung, nicht gern in Veräufung komme. Wenn alles nach gethaner sogenannter Arbeit schlummert, sitzt das Ungeheuer wach und späht mit gierigen Blicken in den gelb-grau-grünen Druckfahnen. Wo immer er eine Pointe findet, rucklos wird sie zertreten, erwürgt, verdorben. Er ist ein

fanatischer Feind der Freiheit, und er kennt nur einen Gott, zu dem er brünstig betet, den Staatsanwalt. In seinen Händen liegt das Gehirn unzähliger verschämterter Geistesblüten...

Diese Personalien, lieber Kriminal, stelle ich Dir als Probe gegen die einmalige Billige aber feste Abfindung von 75,50 M. zur Verfügung. Ueberhaupt beantrage ich kein Gehalt, sondern arbeite lieber in Accord zu einem mäßigen Tarif. Den Verfasser eines intrinsekierten Artikels nenne ich Div. bereits für 5 M., ist es der richtige Verfasser 10 M., und wenn er ihn wirklich geschrieben hat, 20 M. Eine Attentatsenthüllung liefere ich Dir: Dynamit 100 M., Melinit 150 M., Koborit 200 M.; geschliffene Dolche und Revolver je nach Umständen und Objekten zu soliden Tagespreisen. Umsturz-Indicien besorge ich bereits von 0,50 M. aufwärts in allen gewünschten Formen und Farben, auch nach Maß. Ein beim Einbruchsdiebstahl abgefahrier hervorragender Reichstags-Abgeordneter kostet zwischen 40 und 75 M. Ein sozialistisches Geheimzirkular ist — echt — für 2 M., unecht, je nach der verbrauchten Phantasie, für 400—1000 Mark zu beziehen. Einen „socialdemokratischen hervorragenden Führer“, der im Privatgespräch den Socialismus für Unsinn, den „Vorwärts“ für ein elendes Lügenblatt erklärt, besorge ich für 17,50 Mark; Dementi die Hälfte. Eine Parteispaltung offeriere ich für 30 Mark, ein Ueberschreiten des Höfepunktes für 12 Mark, Mauerungen — jedes Maß vorrätig — für 5 bis 50 Mark und höher. Besonders empfehle ich noch ein großes Lager von gemäßigten Agitatoren sowie von getnehten, terrorisierten und verführten Arbeitern, schon gemustert und fast wie neu, Stück für Stück einen Groschen.

Für heute lege ich noch ein paar total-Judiskretionen gratis bei: die eigentliche Räuberhöhle ist, wie bereits jeder Achtgroßentnabe weiß, das Zimmer 6. In der Ecke findet sich dort ein sonderbarer Apparat, scheinbar eine Gasmaschine, in Wirklichkeit eine Attrappe. Hier werden all' die geheimen Erlasse und sonstigen verräterischen Urkunden gefälcht, mit denen dann die Heher die Welt aufregen. Keuferlich steht's freilich harmlos aus, als ob Kalao gekocht wird. Ich empfehle bei polizeilichen Hausdurchsuchungen vor allem, diesen Apparat in Beschlag zu nehmen. Weiter lenke ich Deine Aufmerksamkeit, lieber Kriminal, auf den Wandschrank im roten Saal. Da ist eine listige Warnungstafel angeheftet mit einem Blizzeichen und darunter: Das Verühren ist wegen Lebensgefahr verboten. Rumpst! Hier ist das Geheimarchiv der Rote versteckt, der ganze künftige Schlachtplan. Nur feste zugriffen!

Dagegen warne ich vor jener Verfertigung, die angeblich zur Beförderung von Manuscripten dient. Das ist eine teuflische Spiegelfalle, die selbstthätig jeden Polizeidiener ergreift und sofort in die Unterwelt geschmolzenen Bleies befördert. Da auch mir möglicherweise ein solches Schicksal droht, so bitte ich, mir gütigst eine einmalige Risikoprämie von 1000 000 M. zu senden, worauf ich dann sofort meine Thätigkeit beginnen werde — zum Wohle des Vaterlandes und der Moral.

Alles Nähere verabreden wir mündlich. Ich bin täglich um 11 Uhr in den Amorsälen zu treffen. Erkennungszeichen: Gesangbuch! Ich grüße Dich aufrichtig

Io. Nachschrift: Beinahe hätte ich vergessen. Ich bitte noch um eine kleine Gegenleistung. Ich werde Dir alles, was bei uns vorgeht, verraten und Du teilst mir die Geheimnisse der andern mit. Wir arbeiten dann in Gegenseitigkeit, und der Staat verdient vielleicht noch. — D. D.

Kleines feuilleton.

m. Die Bodenkultur im Pharaonenlande. Die feierliche Einweihung des gewaltigen Nilstauwerkes bei Assuan hat die Augen der Welt wieder einmal auf das alte Kulturland im Niltale gelenkt. Die Rentabilitätsberechnungen, die die englisch-ägyptischen Techniker ihrem gewaltigen Werke zu Grunde gelegt haben, beweisen, daß auch heute noch das alte Wort Herodots zu Recht besteht: „Aegypten ist ein Geschenk des Nils.“ Die Bodenkultur Aegyptens ist von der in unseren Breiten üblichen ihrem Wesen nach grundverschieden; sie ist eine Bewässerungswirtschaft größten Stils und hat sich von der bei uns gebräuchlichen Ausnutzung der, übrigens nur geringen und nur sporadisch vorkommenden, atmosphärischen Niederschläge ganz frei gemacht. In einem Bericht des landwirtschaftlichen Sachverständigen, den das Deutsche Reich beim Generalkonsulat in Kairo hält, finden sich über die Art und die Ertragnisse dieser eigenartigen Bodenkultur interessante Angaben, denen wir im folgenden einiges entnehmen: Die etwa 9 Millionen Köpfe zählende Bevölkerung Aegyptens — vor dem Eindringen der Araber waren es 12 Millionen — ist angewiesen auf die Nutzung von etwa 8 Millionen preussischer Morgen kultivierbaren Landes, von denen jetzt etwa 2 Drittel bebauet werden; etwa 1 1/2 Millionen Morgen kommen zunächst als Reklamationsgebiet noch in Frage, der Rest ist unter den gegenwärtigen Produktionsbedingungen als Oedland zu betrachten. Die Bevölkerungsdichtigkeit ist erheblich größer als die Durchschnittsbevölkerung Deutschlands, entfallen doch im Mittel 370 Menschen auf 1 Quadratkilometer; aber die unermessliche Fruchtbarkeit des Bodens würde einer noch größeren Menschenzahl Unterhalt gewähren können. Aber gerade diese Fruchtbarkeit des Bodens und die durch sie garantierte Rentabilität der Landwirtschaft hat schon früh zum kapitalistischen Betrieb der Bodenkultur geführt. Neben den Arabern und den eingewanderten Syrern legen Griechen, Italiener, Franzosen, Deutsche und vorzugsweise Engländer ihr Geld in ägyptischen Ländereien an; auch große Banken beteiligen

sich neuerdings an diesem lukrativen Geschäft. Man darf die Vermutung wagen, daß manche unserer spekulativen Junker hierzulande ihre Güter bis zur letzten Spitze der „gestigten Strohdächer“ mit verhältnismäßig billigen Hypotheken belasten, um die so gewonnenen Kapitalien dann in Aegypten „arbeiten“ zu lassen. Der Engländer Willcocks, ein genauer Kenner des Landes, macht über die Verteilung des Grundbesitzes ins Einzelne gehende Angaben, wonach die ägyptischen Bauern, die Fellachen, von 5 1/2 Millionen Acres englisch nur 3 1/2 Millionen besitzen, während in den Rest von 2 1/2 Millionen sich der Aebide, der Staat, die Moscheen und die Kapitalisten teilen. Der spekulative Kauf und Verkauf von Grund und Boden hat im letzten Jahrzehnt im Aegypten einen außerordentlichen Aufschwung angenommen und seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts ist der Preis des Bodens ganz erheblich und in stets beschleunigtem Tempo gestiegen. Man schätzt, daß der Wert vieler Ländereien allein in den drei Jahren 1898—1901 um 40 bis 50 Proz. in die Höhe gegangen ist, und dabei ist noch kein Ende dieser hausse abzusehen, die natürlich eines Tages zu einem „Crach“ führen muß. Heute deckt der Bodenertrag die Zinsen des angelegten Kapitals zumeist noch; aber in absehbarer Zeit wird das bei neu erworbenem Lande nicht mehr der Fall sein, und dann wird auch das alte Land der Pharaonen von dem Geschrei über die „Not der Landwirtschaft“ widerhallen.

Die Besitzverhältnisse der ägyptischen Fellachen sind sehr verschieden; im Durchschnitt besitzt der Fellach in den fruchtbarsten Distrikten Unterägyptens etwa 1 1/2—6 englische Acres (1 Acre = 40 Ar). Die Ausbeutung der Fellachen hat unter der englischen Herrschaft im Niltal etwas nachgelassen; sie sind nicht mehr wie früher der Ausbeutungswut einer korrumpierten Bureaucratie schuldlos preisgegeben, dafür aber vielfach in die Schuldknechtschaft der Kapitalisten geraten, die kaum minder schwer auf ihnen lastet. Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen wurde eben im Pharaonenlande von jeher mit Virtuosität betrieben. —

— Ein deutscher Satz mit allen Buchstaben. Die Redaktion der „Wiener Allgemeinen Sportzeitung“ hatte in der ersten Nummer ihres neuen Jahrgangs ein Preisansuchen erlassen. Im Englischen giebt es einen Satz, der einfach aussieht und gewöhnlich klingt, sich aber dadurch auszeichnet, daß er sämtliche Buchstaben des englischen Alphabets enthält und zwar jeden Konsonanten nur einmal. Er lautet:

„Pack my box with five dozen liquor jugs.“
(Pack meinen Koffer mit fünf Duzend Liqueurkrügen.)

Der Wunsch der „Allgemeinen Sportzeitung“ ging nun dahin, die deutsche Sprache mit einem Satz bereichert zu sehen, der die gleichen Eigenschaften wie der englische hat, und zwar sollte es ein vernünftiger, korrekter deutscher, grammatikalisch tadelloser Satz sein. Den Bewerbern war es freigestellt, die wenig gebrauchten Buchstaben x und y fortzulassen. Die Konkurrenz um die 300 Kronen gestaltete sich sehr lebhaft, — zumal keine engere Wahl unter den Satzfindern in Aussicht genommen war, sondern dem, der zuerst die Aufgabe befriedigend löste, der Preis zufallen sollte — zahlreiche Köpfe arbeiteten angestrengt an der Lösung des Problems und schon in der Nummer vom 11. Januar konnte die genannte Zeitung ihren Lesern verkünden, daß es sogar mehrfach gelungen sei, das Alphabet in einem Satz zusammenzudrängen. Der preisgekrönte Satz lief bereits am 6. Januar ein. Er lautet:

„Vor Zug, Gezech wie Tabak, empfand sie Qual.“
Ein zweiter Satz, der allen Anforderungen genügte, und der zudem einfach und gefälliger klingt und weniger die Mühen der Konstruktion verrät, wurde am 9. Januar eingeliefert:

„Kaufen Sie jede Woche vier gute, bequeme Pelze.“

Im ganzen waren 30 Lösungen eingelaufen, von denen die meisten freilich den gestellten Bedingungen nicht entsprachen. —

cc. Der Geruch der Europäer. Der auf seine Kultur so stolze Europäer wird nicht sehr erbaunt sein, wenn man von seinem „Geruch“ spricht, als handelte es sich um den ersten besten Wilden. Und doch magt es ein in Straßburg lebender Japaner, Dr. Buntaro Adachi, im „Globus“ nicht nur zu konstatieren, daß der Europäer einen sehr starken Geruch hat, sondern auch, daß dieser Geruch dem Japaner außerordentlich unsympathisch ist. Die Stärke und Qualität des Geruches ist bei den verschiedenen Individuen verschieden, Kinder und Greise riechen am schwächsten, am stärksten Frauen im mittleren Alter. Der Geruch soll stechend, ranzig, bald süßlich, bald bitter sein und oft so stark, daß das ganze Zimmer davon erfüllt ist. Nach einigen Monaten verliert sich die Antipathie des Japaners gegen den europäischen Geruch und kann sogar ins direkte Gegenteil umschlagen. Der Geruch kommt aus den Achselhöhlen und läßt sich auch bei größter Reinlichkeit nicht ganz vertreiben. Dr. Adachi meint ferner, daß die gelbe Rasse — mit Ausnahme der Chinesen, die sehr wenig reinlich sind — weniger riecht als die Weißen und die Schwarzen. Kommt ein starker Geruch, was äußerst selten geschieht, auch bei Japanern vor — er ähnelt dann dem Geruch der Europäer —, so ist der Mann, der ihn an sich trägt, militärfrei und die Frau sehr schwer an den Mann zu bringen. Dr. Adachi glaubt, daß die Europäer auch stärker schwitzen, als die Japaner, Thatsache ist, daß die Schweißdrüsen des Europäers viel größer sind, als diejenigen des Japaners, bei dem sie nur mit dem Mikroskop wahrnehmbar sind. —

Physiologisches.

ie. Betäubung durch Gerüche. Es wird allgemein geglaubt, daß Stoffe, die einen starken Geruch besitzen, und sogar

er zarte Duft von Blumen, wenn er längere Zeit auf den Menschen einwirkt, eine Benommenheit oder eine betäubende Wirkung hervorzuufen. Diese Annahme wird unterstützt durch die Thatsache, daß Fälle von Vergiftungen auf diesem Wege zuweilen in ärztliche Behandlung gelangen; auch sind ähnliche Vorkommnisse in Parfüm-Fabriken beobachtet worden. Die Medizin hat allerdings den Einfluß reiner Betäubungsmittel, wie sie in der ärztlichen Behandlung abköchlich verwandt werden, sorgfältig studiert, aber dem Einfluß gewöhnlicher stark riechender Stoffe bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Es ist daher verdienstlich, daß Dr. Hermann Weyer in dem „*Journal für Anatomie und Physiologie*“ eine umfangreiche Arbeit gerade über diesen Gegenstand veröffentlicht hat. Freilich hat er seine Versuche nicht an Menschen vorgenommen, sondern die Folgen einer fortgesetzten Einatmung einer mit Nächstoffen stark verfehlten Luft auf die Atmungsthätigkeit eines Frosches beobachtet. Er hat aber auch schon auf diesem Wege nachweisen können, daß eine solche Luft einen nicht unbedeutlichen Einfluß sowohl auf die Empfindungs- als auf die Bewegungsnerben ausübt.

Die Folge der Erscheinungen, wie sie Weyer in diesen Experimenten wahrgenommen hat, gleicht im allgemeinen denen der Chloroformbetäubung, indem zunächst ein Zustand der Erregung eintritt, dem eine Lähmung folgt. Die verschiedenen Nächstoffe unterscheiden sich dabei nur durch die Geschwindigkeit ihrer Wirkung. Die Untersuchungen bezogen sich zum Teil auf ganz bekannte Stoffe: Aldehyd, Terpentin, Nigelderparfüm, Nlang-Nlang, Peau d'Espagne, Asa foetida, Schwefelkohlenstoff, Senföl, Nicotin u. a., die sämtlich schnell und stark wirken, während Moschusinktur, Kampher und die aromatischen Öle von Pfefferminz, Lavendel und Gewürznelken nur nach längerem Einfluß auf das Tier die besagten Erscheinungen hervorriefen.

Die Frosche wurden bei den Experimenten unter eine Glasglocke gesetzt, unter der sich in ihrer Nähe ein mit dem Nächstoff getränkter Schwamm oder Wattebausch befand, mit dem sie jedoch nicht in unmittelbarer Berührung sich befanden. Sofort oder nach wenigen Minuten äußerte sich die Wirkung auf das Tier, indem es lebhaft hin und her zu springen begann, dann trat eine Periode der Verhütung ein, während derer sich der Frosch mit den Vorderextremitäten die Nase rieb und die Augen gleichzeitig geschlossen hielt. Dann folgte zunehmende Atemnot, und die Bewegungen des Herzens wie der Atmungsorgane wurden langsamer und weniger häufig. Zwar machte der Frosch zuweilen noch Anstrengungen zu Sprüngen, fiel aber oft auf den Rücken und konnte sich nur mühsam zu einer natürlichen Haltung aufrichten. Zeitweilig schwitzte er dabei so stark, daß der Boden des Gefäßes mit einer Lage von weißem schaumigem Schleim bedeckt war. Wurde die Glasglocke bei diesem Zustand des Tieres fortgenommen, so konnte es zunächst nur schwache Kriechbewegungen ausführen, und selbst auf einen Reiz hin erfolgte ein Sprung nur unter sichtlichem Versagen der Muskeln. Wurde die Einwirkung des Nächstoffes noch weiter fortgesetzt, so wurde die Atmung schließlich krampfartig, der Kopf fiel nach vorn, und das Tier reagierte nicht länger auf äußere Reize außer durch eine plötzliche Atemanstrengung, während die Augen stark nach außen gedreht waren. Das Herz schlug sehr langsam und schwach und stand schließlich still. Die zunehmende Lähmung der Empfindungsnerven im Verlauf des Versuchs wurde durch den allmählichen Verlust an Empfindlichkeit an der Hornhaut des Auges festgestellt.

Geographisches.

k. Die heilige Stadt des Dalai-Lama. Sven Hedin hat bekanntlich auf seiner letzten Reise in Tibet zweimal vergeblich den Versuch gemacht, an Lhasa, die heilige Stadt des Dalai-Lama, heranzukommen; er wurde von Bewaffneten am weiteren Vordringen verhindert. Man scheint daher allgemein zu glauben, daß dies immer unmöglich gewesen ist. Das ist jedoch durchaus nicht der Fall. Archibald Colquhoun schildert im „*Cornhill Magazine*“ kurz die verschiedenen Versuche, in die Stadt des Dalai-Lama einzudringen, und entwirft auf Grund der vorliegenden Berichte ein sehr interessantes Bild von der geheimnisvollen Stadt. In Indien lebt jetzt unbekannt ein Mann, der in Lhasa gewesen ist und alles Wissenswerte darüber kennt. Sein Bericht an die indische Regierung wird von der „*Nohal Geographical Society*“ demnächst veröffentlicht werden. Mit Hilfe der Beschreibungen des Abbé Huc und unsres Reisenden, schreibt Colquhoun, ist es nicht schwer, sich ein Bild der heiligen Stadt vorzustellen. Wenn man erwägt, daß die Architektur in Tibet gewöhnlich höchst einfach ist, muß ein Bild aus der Vogelperspektive eindrucksvoller sein, als man erwarten könnte. Alles überragt die zackige Mauer des Potala, des Palastes des Dalai-Lama, der selbst in der Mitte neun Stodwerke, wahrscheinlich etwa 300 Fuß hoch ist und sich über einem kegelförmigen Hügel erhebt. Flaggen und Streifen farbiger Lappen wehen und flattern aus jedem Fenster im Winde, und die vergoldeten Kuppeln und Dächer glänzen im Sonnenschein. Rings um Potala liegen Türme, Kapellen und Pavillons, die von Gold und Silber glitzern, und darunter liegt die Stadt, von der eine Allee von Niesenbäumen zum Palast führt. Der Mittelpunkt der Stadt ist der große Tempel, von dem aus alle Straßen sich überallhin verbreiten. Hier sind auch die Regierungsbureaus. Die Häuser sind meist aus Lehm und an der Sonne getrockneten Ziegeln, die der Reicherer sind aus Ziegel oder viereckig behauenen Steinblöcken. Alle sind weiß getüncht, was ihnen mit dem rotbemalten Holzwert der Türen und Fenster ein reinliches Aussehen giebt. Manchmal sind die Fenster aus Glas, öfter jedoch nach chinesischem Brauch

aus Papier. Die Gebäude sind zwei- und vierstöckig, einige haben Türme und vergoldete Dächer. Im Innern ist am auffallendsten der Schmutz. Sehr wenige haben Schornsteine oder Rauchlöcher; der Rauch soll durch Türen oder Fenster abziehen. Trotzdem sind die Decken häufig aus Seide, die Wände mit Satin oder Prokat behängt und die Fußböden glänzend; die Wirkung ist jedoch die eines prunkenden Schmutzes. Als Möbel haben die Tibetaner ausgestopfte Rappen oder flache Rissen zum Sitzen mit kleinen Fischen, auf die das Essen gesetzt wird. Den ganzen Tag wird Thee getrunken; sehr beliebt ist „*Butterthee*“, eine Abkochung von gedämpften Theeblättern mit ranziger Butter und Gerstemehl. Hammel- und Kalbfleisch wird in großen Mengen genossen, aber unser Reisender bezeichnet Gerstengröße oder „*Tsamba*“ als „*Nationalgericht*“. Das Leben der kleinen Buddhas in Menschengestalt, die in Lhasa die Hauptstellung einnehmen, scheint wenig angenehm zu sein: Die Halle oben im Palast, in der der arme kleine Bursche saß, heißt es in einem Bericht, war mit feierlichen Lamas, die bewegungslos und still wie das Grab waren, angefüllt, und jeder hielt seine Augen ständig auf seine eigne Nasenspitze gerichtet. Inmitten dieser ernst Besammlung saß das heilige Oberhaupt der buddhistischen Religion, ein gefeierter Anabe von arischem Typus mit heller Gesichtsfarbe, rosigen Waden, durchdringenden Augen. Sein Körper war dünn vom Fasten und Beten, und bei dem Gedanken an das arme Kind, das eine bloße Puppe ist, obgleich es mit so viel Heiligkeit bekleidet ist, fühlte man Herzweh; denn es ist nicht durch eigne Schuld von allen Jugendfreuden abgeschnitten, und wahrscheinlich ist es bestimmt, im frühen Mannesalter eines gewaltigen Todes zu sterben, da ein junger und hilfloser Dalai-Lama vorgezogen wird. Die Wahl dieses ersten Priesters wird auf merkwürdige Art vollzogen. Wenn die Zeit der Reinkarnation wiederkommt (d. h. beim Tode eines Dalai-Lama), sucht man in bestimmten Familien nach einem Kinde, in dem der Geist wieder verkörpert ist. Durch die Beachtung von Omina wird die Wahl auf drei beschränkt; diese drei Kinder werden in den Tempel gebracht, und dort wird das Los für sie gezogen. Die Erfolgreichen erhalten eine Geldsumme als Belohnung, während der unglückliche Erfolgreiche seine Residenz in Potala einnimmt.

Humoristisches.

— Schlaue. Der Nazi, der Heini und der Sepp sind wegen Rauferei angeklagt.
 „Der Nazi,“ sagt der Richter, „scheint mir noch der Vernünftigste von Euch zu sein — erzählen Sie einmal den Hergang!“
 „Also, Herr Gerichtshof, zuerst hab' ich mit'm Sepp g'rauft, nacha mit'm Heini, und dann hab'n der Sepp und der Heini mit'nander g'rauft!“
 „Also ist immer einer dabei gestanden und hat zugehört? . . . Warum das?“
 „Ja mein! Es hat sich halt doch jeder seine Zeugen gebührensichern woll'n!“
 — Bei der Hochzeitsfeier. Gast (zum andren):
 „Wo ist denn der junge Chemann schon wieder?“
 „Ach, der ist zuglücklich! Jeden Augenblick läuft er hinaus und zählt die Mitgift nach!“
 — Schändlich. „Wer Michel, wie schauft denn Du aus?“
 „Ja wissen S', unser Vader is verzog'n, und da hat mir so a' miserabliher Stadtfraß den Rat 'geb'n, i' soll' d' Stoppeln mit Wimsstein abschleif'n! . . . Den Kerl wenn i' derwisch!“
 („*Fliegende Blätter*“.)

Notizen.

— Der Ortsverband Dresden der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller hat die Errichtung eines sächsischen Journalisten- und Schriftstellerheims für alle und arbeitsunfähige Kollegen beschlossen.
 — Maeterlinds Drama „*Aglavaine und Selu-fette*“ geht noch in dieser Saison im kleinen Theater in Scene.
 — Am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg erzielte Otto Ernst's Komödie „*Die Gerechtigkeit*“, in einer neuen Bühnenbearbeitung, einen starken Erfolg.
 — Das Berliner Tonkünstler-Orchester veranstaltet am 19. Januar, abends 8 Uhr, bei Kroll sein IV. Modernes Konzert. Dirigent ist Richard Strauß. Die Generalprobe (Einlaß 1 M.) findet heute, mittags 12 Uhr, gleichfalls bei Kroll statt.
 — Der diesjährige Kongreß deutscher Naturforscher und Ärzte wird in Kassel am 21. September und den folgenden Tagen stattfinden.
 — Nach einer Mitteilung des „*Technisk Ugeblad*“ (Christiania) wird in den Potala-Stahlwerken (Schweden) seit 30 Jahren Torfgas als Feuerungsmaterial benutzt. Die Verwendung dieses Produktes, die anfangs auf die Puddelöfen beschränkt war, ist später in größerem Maßstabe auf die Siemens-Martin-Ofen ausgedehnt worden. Obgleich infolge des Transportes des Torfes teurer als Kohलगas, ist das Torfgas zur Eisenerzeugung wegen seines nur geringfügigen Gehaltes an Schwefel und Phosphor besonders gut geeignet.